



Der Hände Arbeit – vom Wert und Sinn der einfachen Dinge

von Erika Mitterer

Eine Zeit, verstört und zerrissen, tausendspältig und für den Städter manchmal in all ihren Äußerungen grauenhaft eintönig, diese Zeit bekennt oft ihren Glauben, die letzte Rettung des Menschen aus dem Chaos der Sorgen, Streitigkeiten, Phrasen und Heilslehren bestünde in der Abkehr von den fragwürdigen Errungenschaften unserer Zivilisation, in der innigen Hinwendung zum Einfachen, Notwendigen, Uralten.

Hamsuns großer Roman vom Segen der Erde ist für viele ein Lebensbuch geworden, und was berichtet er anderes als den ewigen Kampf des Mannes um sein und seiner Familie nacktes Leben – das tägliche Glück des Sichbehauptens. Wissenschaftliche Bücher, die von den ältesten Kulturen erzählen, können immer auf einen leidenschaftlich interessierten Leserkreis, nicht nur der sogenannten „Gebildeten“, rechnen, – als hofften wir zu erfahren, wie denn jene, dem Ursprung Näheren, mit dem Leben fertig geworden wären, und dann stehen wir fassungslos vor den die Jahrtausende überdauernden zierlich-feinen Schmuckgeräten und Waffenfunden der Gräber in den Vitrinen der Museen – erschauernd vor den riesenhaften Bauten, die die Alten zum Himmel türmten als Zeugen ihrer Kraft und Herrlichkeit in einer Harmonie der Maße bei aller Wucht, die Späteren unerreichbar und rätselhaft blieb.

Wenn wir dann aber zu den Hirten gehen, zu den Bauern und Fischern, sei es in unseren Bergen, sei es an südlichen Küsten, ahnen wir manchmal etwas von der Gleichzeitigkeit alles Geschehens, wissen etwas vom immer-neuen Anfang trotz Traktor und Motorschiff. Wir fassen ein warmes Zutrauen zu den einfachsten Erzeugnissen menschlichen Fleißes – nichts mundet so gut wie das körnige Schwarzbrot, nichts erhebt so innig wie die einfältigen Glasbilder des dörflichen Malers. Und die Mode gab der Neigung zum Derben, Handgefertigten nach und bevorzugt die grobgewebten Wollstoffe häuslicher Webstühle, das derbe ungebleichte Leinen. Und, sonderbar, diese mit so viel Sorgfalt hergestellten Dinge sind nicht teurer, sind sogar dankbarer im Gebrauch als die Massenware der Fabriken.

Es gibt einen Glauben an die Magie der Dinge. Wer trennte sich nicht ungern von irgendeinem alten Stück, das, an sich wertlos, dem Eigentümer teuer ward durch Erinnerungen, die ihm anhaften; und dies nun doch nicht bloß in dem rationalisti-

Keramikkrug von Irene Kowaliska-Wegner



schen Sinn, dass man bei seiner Verwendung immer dessen gedächte, was schon in seinem Beisein oder mit seiner Hilfe geschah – wie wäre das möglich! – sondern in dem magischen, dass Kraft von jener Kraft, die wir einmal aufbrachten, um Glück oder Kummer zu überstehen, nun in das Ding eingegangen und in ihm bewahrt sei, dichter und uns leichter verfügbar als in den unbekanntenen Schwingungen des Äthers, woher sie sonst dem Herzen zuströmen mögen. Kann es einem, dem dies bewusst ward, gleichgültig sein, woher neues Gerät ihm zukommt, ob aus dem stählernen Mund der Maschine oder der warmen Hand eines emsigen Meisters?

Wem diese Erwägungen befremdlich erscheinen, der mache sich beispielsweise klar, wie es der wissenschaftlichen Berechnung nicht gelang, Nährwert und Bekömmlichkeit der Speise zu identifizieren. Man machte alle Versuche, berechnete die Kalorien, gedachte der lebenswichtigen Vitamine, und dennoch gelingt es nicht, die Pille oder das Pulver herzustellen, die den menschlichen Leib dauernd erhalten könnten. Nun setzte man im „Geschmackswert“ das unbekannte X ein, dessen jede Hypothese bedarf, um zu einem praktischen Ergebnis zu führen.

Viel wissen wir vom mechanischen Aufbau der Welt. Mithilfe dieses Wissens beherrschen wir die Erde wie vielleicht nie vorher ein Menschengeschlecht. Aber den großen inneren Zusammenhängen stehen wir in dumpfer Ahnungslosigkeit gegenüber wie Kinder. Reste alter Einsichten leben im Volke weiter als Aberglaube, verfälscht durch nachträgliche Deutung im aufklärerischen Sinne. Viel ist noch in den Sitten von Erntedank, Sonnenwende, Mondbeschwörung und ähnlichen Bräuchen enthalten. Oft durchleuchtete das Christentum das alte Wissen mit neuem Glaubens-Sinn.

Vom rauhen Ton zur feinen Schale

Dies alles geht mir durch den Kopf, während ich durch die



steilen Gassen der kleinen italienischen Fischerstadt von der Marina hinaufsteige, um mir die Keramikfabrik zeigen zu lassen. Nun bin ich an meinem Ziel, trete in die Kühle der Tür und werde gleich zu der kleinen, erst kürzlich eingeweihten Kapelle geleitet. Sant' Antonio ist der Heilige des Feuers. (Von Florian wissen nur unsere Alpenvölker, denen er entstammte; auch schützt der heilige Florian mehr vor dem Feuer als einer feindlichen Macht, er vermag es zu löschen, während Sant' Antonio sich dem Element verbündet hat und den Menschen hilft, es sich dienstbar zu machen.) Einmal wöchentlich liest nun hier der Priester die Messe, die Jungen der Fabrik ministrieren ihm in ihren ausgefransten Arbeitshosen; aber alle Arbeiter sind versammelt mit stillen und ernsten Gesichtern. San' Antonio, gib uns einen guten Brand!

Überall, wo Tonlager in der Erde sind, entstanden diese kleinen Fabriken, die seit Jahrhunderten in derselben Weise arbeiten, an den Golfen Italiens, an der Côte d'Azur, auf den Balearen. Leuchtend rot ist die eisenhaltige Erde. Ein Jahr lang muss der Ton abliegen, um gleichmäßig zu werden, dann wird er in den Becken der Fabrik durchgeschwemmt, das Wasser wird abgelassen, die jungen Burschen treten den Ton und tragen dann die großen Platten laufend – um das Gleichgewicht zu wahren – zum Töpfer, schichten sie neben ihm auf. Der Mann tritt mit dem Fuß das Rad der Drehscheibe und formt mit aufmerksamen, flinken Händen das rasch heraufwachsende Gefäß. Jede Feinheit der Form verleihen ihm diese Hände, die noch keine Maschine ersetzen kann, außer für die allergrößte und gleichförmigste Ware. Der Schnabel des Kruges wird ausgebogen, die sich verjüngende Rundung des Halses gedreht, das Gefäß zur Seite gestellt, Henkel und Verzierung wird gebildet und mit Schlicke, dem dünnen Tongemeng, angeklebt.

Nun muss die Sonne die Gefäße trocknen, im Hof werden sie aufgestellt, ehe sie zum ersten Brand in den Ofen kommen. Der Ofenmeister, Maestro genannt im ganzen Hause, ist der Verantwortlichste aller Arbeiter. Er überwacht allwöchentlich den Aufbau der Stellagen aus Ziegeln. Dann werden die Gefäße eingesetzt. Die hier nur mit Holz ernährte Flamme streicht vom Heizraum empor in die untere Abteilung, wo die Ware steht, die schon zum zweiten Mal gebrannt wird, dann in die obere, wo sich der Rohbrand vollzieht. Wenn alles aufgebaut ist, werden die Löcher mit Ziegeln vermauert und mit Ton verschmiert. Morgens wird langsam angeheizt, abends streicht das Feuer schon voll hindurch. Noch mitten in den Flammen selbst stehen hier die Gefäße! Sechsendreißig Stunden wird gebrannt. Der Maestro holt von Weile zu Weile die Versuchsgefäße, die in einer unvermauerten Öffnung stehen, mit einer Eisenstange heraus um zu sehen, wie der Brand fortschreitet. Um die Temperatur zu beobachten, steckt er ein Stück Holz in den Ofen und berechnet sie nach der Geschwindigkeit, mit der es in Brand gerät. Wie er dies

vermag, da es sich bei einer Hitze von neunhundertvierzig bis neunhundertsechzig Grad um verhältnismäßig geringe Unterschiede handelt, die für die Güte des Brandes ausschlaggebend sind, muss jeden Laien verblüffen. Aber es ist sein Amt ja auch eines, das der Vater dem Sohn überträgt, welcher es seinerseits erst als ein reifer Mann mit viel Erfahrung selbstständig ausüben wird.

Wiederum sechsendreißig Stunden vergehen, bis der Ofen so weit ausgekühlt ist, dass ihm die Gefäße entnommen werden können. Stück um Stück nimmt der Ofenmeister eigenhändig heraus und reicht es den Arbeitern weiter, die über die Holzstege davonschwanken mit den gefüllten Körben und die fertige Ware in die Magazine, die erst roh gebrannte in die Stellagen verteilen. Letztere wird durch Klopfen mit dem Finger erprobt, ob sie gut durchgebrannt, ob das Wasser ganz verdunstet sei; nur dann nimmt sie die Bleiglasur an, in die sie nunmehr kurz getaucht wird; nach wenigen Minuten ist sie trocken und zum Bemalen bereit.

Und da sitzen sie nun, jeder an seinem Tischchen, die Maljungen, vierzehn- bis achtzehnjährige Knaben, und haben die reinen Formen vor sich, die sie schmücken sollen. Freilich arbeiten viele nach Vorlagen. Es sind dieselben uralten Motive, die auf allen Gefäßen wiederkehren – und doch gleicht endlich keines genau dem anderen. Und die Hand dieser Kinder gleitet, trotz der täglichen Verrichtung, nie ab ins Gewöhnliche, Allzusüße – sie arbeitet rein und herb.

Sie wissen nicht mehr, wenn sie ihre immer wiederholten bunten Fische hinmalen, von dem geheim-christlichen Ursprung des Ornaments. Da der Fisch, in den Sand gezeichnet, in den Fels geritzt oder auch verstoßen dem Pförtner in die Hand gedeutet, das Erkennungszeichen der früher verfolgten Gemeinde war – wie die einen meinen, der Stummheit wegen, die ihr wie diesem Tiere eignen musste, wie die anderen deu-



Vietri – Grafik sign. „Riccardo“,
aus dem Nachlass von Erika Mitterer

>>>



ten, wegen des gemeinsamen griechischen Wortbeginns von Christ und Fisch.

Fische also malen sie noch viele und kennen sie ja so gut aus täglicher Anschauung, diese mühsame Beute der Väter, wenn sie morgens vom Meere heimkommen, wo die stille Lichterzeile ihrer Boote die ganze Nacht zu sehen war ... die rosa und bläulichen, silberschuppigen, menschen-unähnlichsten Tierleiber mit dem schaurig-menschlichen, leidenden Blick, Fische und immer wieder Segelboote, Eselchen, Frauen mit Krügen auf dem Haupte, kleine Häuser und große Kakteen und auch die Wogen des Meeres selbst, deren Schwung man in allen Linien hier fühlt, auch wenn sie ande-

res darstellen. Die Farben sind klar und tief auf der rosig-grauen Glasur, und der zweite Brand verleiht ihnen Beständigkeit.

Und dann werden die Kisten gepackt und rollen in Zügen nach dem Norden und fahren auf schweren langsam schwankenden Schiffen noch tiefer nach dem Süden, und die Krüge werden das kostbare Wasser enthalten und den üppigen Wein, das weiße Brot wird auf den Tellern liegen, und die dunkelblauen Trauben mit dem feinen silbernen Schmelz werden herabhängen über den Rand der rosig-grauen Gefäße.

Dieser Text erschien unter dem Titel *Erlebnisse in der südlichen Kleinstadt* in der *Neuen freien Presse* am 14. 11. 1934.